

tionen christlicher Vorstellungen bilden und andererseits durch christliche Überlieferungsstränge verbreitet wurden. Zwar erkennt Conrad, dass die Grenzlinien zwischen Christentum und Esoterik kaum eindeutig zu ziehen sind, postuliert aber trotzdem, dass die „individuelle Religiosität und Weltanschauung“ der frühneuzeitlichen Menschen eine wohlüberlegte, „synkretistische Mischform“ aus beiden Sinnsystemen darstellt (S. 23). Pietistische, methodistische oder jansenistische Einflüsse, deren Derivate auch in der Spätaufklärung verbreitet waren, bleiben hierbei größtenteils unberücksichtigt.

Trotz dieser Monenda ist die von Conrad vorgelegte Studie gut lesbar, unterhaltsam, detailreich und lehrreich. Konkreter widmet sich die Vf.in in der ersten Sektion der Frage nach „Religion und Menschenbild“. Anhand der volksaufklärerischen Debatten um religiöse Täuschung beschreibt sie die Wahrheit als „Kriterium der Religion“ (S. 42) und kommt zu dem Ergebnis: Während die gebildeten Eliten dem Volk Religion funktional-disziplinierend zubilligten, nahmen sie für sich selbst eine höhere Wahrheitserkenntnis in Anspruch, die, ohne das traditionelle Christentum abzulehnen, alternativen Sinnstrategien folgte.

Diese höheren Sinnmuster werden in der zweiten Sektion unter dem Motto „Von der Neologie zur Esoterik“ entfaltet. Profiliert wird in die Neologie als ein auf Vernunft und Erfahrung beruhendes „theologisches Konzept der Aufklärung“ (S. 61) eingeführt und die rezeptive Breitenwirkung ihrer populären Bestsellerautoren Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Johann Joachim Spalding oder Georg Joachim Zollikofer nachgewiesen. Ein literarisches Filetstück gelingt Conrad dabei in der Schilderung des durch die Adaption neologischer Einflüsse ausgelösten Generationenkonfliktes in der Hamburger Kaufmannsfamilie Hudtwalcker. Sodann interpretiert die Vf.in – deutlich zu einseitig – die „Esoterik als Religiosität der Spätaufklärung“, die sie anhand der zeitgenössischen Diskussionen um Seelenunsterblichkeit und Geisterseher aufzeigt und durch eine Studie über die freimaurerische Rezeption der alttestamentlichen Salomotradition grundiert.

Die dritte Sektion exemplifiziert den Facettenreichtum aufgeklärter Religiosität an Sophie Becker, Matthias Claudius und Friedrich Schleiernmacher, die Conrads Beobachtung bestätigen, dass die Religiosität der aufgeklärten Gebildeten zwischen vernunftgemäßer Theologie und irrationaler Schwärmerei oszillierte und im Sinne einer vernunftgemäßen Spiritualität auf einer höheren Ebene miteinander vereinbar schien. Dieses sich von den kirchlichen Autoritäten emanzipierende

religiöse Selbstverständnis wurde möglich, weil „aus dem Angebot der traditionellen Religiosität wie auch der Außenseitertheologien und -weltanschauungen“ selbständig und eklektisch ausgewählt wurde (S. 172).

Wer einen Eindruck von der Lebendigkeit religiös-bildungselitärer Vorstellungen in der Spätaufklärung gewinnen möchte und die Auseinandersetzung mit der wissenschaftstheoretisch höchst fraglichen Esoterikthematik nicht scheut, der greife beherzt zur vorgestellten Studie.

Jena

Christopher Spehr

*Manfred Gailus*: Mir aber zerriss es das Herz.

Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010, 320 S., 33 Abb. 24.90 €. ISBN 978-3-525-55008-3.

Der Berliner Neuzeithistoriker Manfred Gailus legt mit der Biografie von Elisabeth Schmitz eine beeindruckende Studie zu einer zeitweise in völlige Vergessenheit geratenen Frau vor, der, so Gailus, „ein herausragender Platz als genuine protestantische Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts“ gebühre und als „Ausnahmefigur [...] historische Bedeutung“ zukomme (S. 15). Nach der Lektüre des Buches wird man Gailus uneingeschränkt zustimmen, denn in der Tat stellt Schmitz' Engagement gegen die Judenverfolgung im Dritten Reich und gegen die halbherzige Position der Kirche in der „Judenfrage“ eine Haltung dar, wie sie nahezu ohne Vergleich in der Geschichte des Kirchenkampfes ist. Sie bildet einen scharfen Kontrast zu der historischen Anonymität, in der Schmitz bis Ende der 1990er Jahre versunken war.

Elisabeth Schmitz, die 1893 als dritte Tochter eines Hanauer Gymnasiallehrers und seiner Frau geboren wurde, wuchs in den bildungsbürgerlichen Kreisen Hanaus auf, besuchte in Frankfurt am Main die Schillerschule, das erste Gymnasium für Mädchen in der Main-Metropole, und begann 1914 zunächst in Bonn, später in Berlin Germanistik, Geschichte und Evangelische Theologie zu studieren. Prägende Gestalten, auch über das Studium hinaus, wurden für sie der kulturprotestantische Theologe Adolf von Harnack und der Historiker Friedrich Meinecke. 1920 wurde Schmitz mit einer historischen Arbeit über Edwin von Manteuffel promoviert, 1921 und 1923 absolvierte sie das Erste und Zweite Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen. Es folgten Jahre der Tätigkeit als Deutsch- und Religionslehrerin an Berliner Schulen, seit 1929 als fest installierte Studienrätin an der Luisenschule in Berlin-Mitte. Während sich im

Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit Schmitz' Freundinnen zu ehemaligen Studienkommitoninnen, besonders Elisabeth von Harnack, der jüngsten Tochter Adolf von Harnacks, lockerten, trat an diese Stelle gegen Ende der 1920er Jahre die Freundschaft mit der jüdischen Ärztin Martha Kassel, durch die Schmitz in jüdische Kreise in Berlin involviert bzw. über diese gut informiert war. Dadurch hatte Schmitz nach der nationalsozialistischen Übernahme einen deutlichen Einblick in die Repressalien, denen Jüdinnen und Juden ausgesetzt waren, und sah sich schon rasch genötigt, gegen den Antisemitismus, speziell die Duldung oder Hofierung desselben in der evangelischen Kirche, anzugehen. Immer wieder legte sie verschiedenen maßgeblichen Persönlichkeiten der Bekennenden Kirche und Theologen ihre Bedenken, ihren Unmut und schließlich ihre Verzweiflung über die unchristliche Haltung der Kirche gegenüber dem Judentum dar. 1933 schrieb sie diesbezüglich an Karl Barth, der ihr ausführlich antwortete und mit dem sich bis Kriegsbeginn ein Kontakt ergab, in dessen Verlauf Schmitz den Theologen mehrmals in Basel besuchte. Die Interventionen der Berliner Lehrerin bei Theologen und Kirchenvertretern fruchteten allerdings nicht. Hervorragend versteht es Gailus, Schmitz' immer drängender werdende Unruhe auf Grund der Untätigkeit und Ignoranz der Kirche darzustellen, die sich schließlich 1935 in einem Ein-Frau-Projekt entlud: dem Verfassen der anonym erschienenen, und 1936 in zweiter Fassung in 200 Exemplaren vervielfaltigten Schrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, in der Schmitz die nationalsozialistische Hetze und deren Folge gegenüber Jüdinnen und Juden anprangerte und mit einer ganzen Fülle von Beispielen aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis illustrierte (vollständig im Anhang der Biografie abgedruckt, S. 223-252). Aber nicht nur Schmitz' Engagement selbst ergreift die Leserin und den Leser der Biografie – gerade vor dem Hintergrund ihrer Empörung erscheint das antisemitische Mitläufertum, besonders auch der Bekennenden Kirche, und der deutschen Theologie als reiner Hohn auf jede Christlichkeit. Es zeigt sich einmal mehr, dass sich gerade an der „Judenfrage“ das Versagen der Bekennenden Kirche im Nationalsozialismus erweist – im Gegensatz zu jeder späteren Geschichtslgende – und Charaktere wie Elisabeth Schmitz dieses Versagen grell aufscheinen lassen. Und wenn Schmitz immer wieder anfragt: „Warum tut die Kirche nichts? Warum lässt sie das namenlose Unrecht geschehen? [...] Sollte denn alles das, was mit der heute so verachteten Humanität schlechterdings unvereinbar ist, mit dem Christentum vereinbar sein?“ (S. 102) und ihre

verschiedenen, durchaus praktisch orientierten Vorschläge einer kirchlichen Intervention zusammenfasst mit den Worten: „Was die Kirche am nötigsten braucht, ist weder ein neues Bekenntnis, noch die Verfassung, noch theologische Auseinandersetzungen über Volk u. Rasse, sondern ganz einfache, schlichte, selbstverständliche christliche Liebe. Auf keinem Gebiet hat die Kirche u. die deutsche Christenheit so rettungslos versagt wie auf diesem“ (S. 89), so unterstreicht das den Titel des Buches „Mir aber zerriss es das Herz“ und zwar durchaus auch aus der Perspektive der nachgeborenen Leserschaft. Vollkommen desillusioniert schrieb Schmitz Ende November 1938 an Hellmut Gollwitzer, den sie wahrscheinlich in seiner bekannten Bußtagspredigt nach der Reichskristallnacht beeinflusste, sie sei „überzeugt, daß – sollte es dahin kommen – mit den letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet“ (S. 122 u. S. 255). Es ist eine merkwürdige Ironie, dass Schmitz, die sich an derartig viele verschiedene Theologen und Kirchenvertreter wandte, ausgerechnet denjenigen, der ihre Klarsicht in Bezug auf das Verbrechen der Kirche an ihren jüdischen Mitgliedern und Mitmenschen am ehesten geteilt hätte, nicht kannte: Dietrich Bonhoeffer.

Die Reichskristallnacht vom 9./10. November 1938 wurde für Schmitz zum endgültigen Auslöser, mit 45 Jahren den Schuldienst zu quittieren. Bereits zuvor war es für sie immer stärker zu einem Problem geworden, nationalsozialistische Ideologie in der Schule zu unterrichten bzw. eben dies nicht zu tun. Von 1940 bis 1942 gab sie auf Anregung von Wilhelm Jannasch, dem Nachfolger Niemöllers als Geschäftsführer des Pfarrernotbundes, Jüdinnen und Juden, die sich taufen lassen wollten, Religionsunterricht. 1943 zog Schmitz aus Berlin nach Hanau zu ihren Eltern und entging dadurch den Verhaftungswellen an Oppositionellen und Widerstandskämpfern in der Hauptstadt des Reiches. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie sowohl in ihrer Wohnung als auch einem Wochenendhäuschen in Wandlitz, nördlich von Berlin, verfolgt und untergetauchten Jüdinnen und Juden Unterschlupf gewährt. Ihre Wohnung in Berlin samt aller persönlichen Zeugnisse und einer umfangreichen Bibliothek fiel den Bombardements vom November 1943 zum Opfer. In Hanau selbst erlebte Elisabeth Schmitz ein relativ glimpfliches Kriegsende, ohne größere Zerstörung des Elternhauses. Bis April 1945 setzte sie sich aktiv für ihre jüdischen Freunde ein, so z. B. Margarete Koch-Levy, die Cousine ihrer 1938 emigrierten Freundin Martha Kassel.

Von Ostern 1946 bis zum Eintritt in ihren Ruhestand 1958 unterrichtete Schmitz am

Hanauer Realgymnasium für Mädchen. An ihrer Schule trat sie in der Nachkriegszeit mit Unterrichtsinhalten und Vorträgen für eine Offenlegung der Verbrechen des Nationalsozialismus ein, wohl nicht ohne damit als „Vorzeige-Antifaschistin“ in Spannung mit dem Lehrerkollegium gestanden zu haben. Sie selbst machte ihre Autorinnenschaft der Denkschrift von 1935/36 nach 1945 nie öffentlich bekannt. Nach ihrer Pensionierung engagierte sich Schmitz im Hanauer Geschichtsverein, in dem sie allerdings, als Frau, eine zweitrangige Rolle spielte. Engere Kontakte nach Kriegsende unterhielt Schmitz zu ehemaligen Schülerinnen, vor allem zu den Theologiestudentinnen Renate Ludwig, Lydia Forsström und Dietgard Meyer. Letztere war es, die 1999, 22 Jahre nach dem Tod der in relativer Einsamkeit gestorbenen Hanauer Lehrerin am 10. September 1977, das Geheimnis um die Verfälschung der Denkschrift von 1935/36 lüftete, die inzwischen von der kirchenhistorischen Forschung Margarete Meusel, einer kirchlichen Mitarbeiterin in Berlin-Zehlendorf im Umfeld Martin Niemöllers, zugeschrieben worden war.

Die Darstellung der skurrilen Irrwege des Verlustes und Wiederauffindens von Manuskripten und marginalen Teilen der Hinterlassenschaft, der verworrenen Forschungssituation bezüglich der Autorinnenschaft der Denkschrift, des nachlässigen Umgangs von Behörden und Institutionen mit durchaus bekannten Aspekten der Lebensgeschichte der Hanauer Lehrerin, die zu einem Verlöschen des Vermächtnisses Schmitz' aus dem kirchlichen und öffentlichen Bewusstsein führten – all dies rundet das Bild eines zwar nicht tragischen Lebens, aber einer tragischen Wirkungsgeschichte ab, die gerade eine Frau eher ereilen musste, als es bei einem Mann der Fall gewesen wäre: Schmitz fehlte wie den meisten Frauen ihrer Generation „die Autorität des Akademischen, [...] die Weihe der kirchlichen Ordination, das fabelhafte männliche Selbstbewusstsein, die Lautstärke, die Institution, die Macht einer Bruderschaft im Rücken“ (S. 194). Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, ob der Untertitel der Biografie „Der stille Widerstand“ eigentlich nicht vielmehr der „unerhörte Widerstand“ lauten müsste, denn „still“ war Schmitz gerade nicht, nur eben „unerhört“ in ihrer männlich dominierten Umwelt.

Mit großer Einfühlbarkeit und von echter Empathie für seine Protagonistin getragen erzählt Manfred Gailus im flüssigen Stil die Biografie von Elisabeth Schmitz und spart auch sensible Spannungsfelder nicht aus, wie zum Beispiel, dass Schmitz wohl zeitweilig eine wissenschaftliche Karriere der Tätigkeit der

Lehrerin vorgezogen hätte, dieses Ziel aber nicht konsequent verfolgte, sich wohl auch nicht zutraute, aber dementsprechend keine Lehrerin war, die von ihren Schülerinnen bewundert wurde.

Sowohl in der Biografie als auch in Form einer Zusammenfassung am Schluss des Buches werden Einblicke in die Mentalitäten, Milieus und politischen Zusammenhänge des endenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geboten, die die zeitgenössische Atmosphäre einfangen, und Schmitz' Wirken unaufdringlich in den Kontext ihrer Zeit stellen.

Die engagierte Biografie dürfte ihre Leserschaft auch weit über wissenschaftliche Kreise hinaus finden – was nicht nur dem Verfasser der gelungenen Studie zu wünschen ist, sondern besonders Elisabeth Schmitz, deren mutiges Wirken mit seinem protestantisch-bildungsbürgerlichen und christlich-humanen Impetus gegen die Verfolgung von Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus nicht genug zu würdigen ist.

Leipzig

Gisa Bauer

*Christian-Erdmann Schott*, (Hg.): In Grenzen leben – Grenzen überwinden. Zur Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts in Ost-Mittel-Europa. Festschrift für Peter Maser zum 65. Geburtstag, Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert Bd. 16, Münster: LIT-Verlag, 2008, 328 S., ISBN 978-3-8258-1265-2.

Peter Maser, 1943 in Berlin geboren, wurde nach dem Studium der Evangelischen Theologie in Halle an der Saale 1971 mit einer Studie „Zur Entstehung des Kreuzigungsbildes“ promoviert. Seit 1977 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Kirchenamtes der EKD in Hannover und Lehrbeauftragter an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, wurde der 1988 habilitierte Theologe fünf Jahre später zum außerplanmäßigen Professor für Kirchengeschichte ernannt. 2001 übernahm er dort die Leitung des Ostkirchen-Instituts sowie der Abteilung für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst. Daneben wirkte er über Jahre hinweg in zahlreichen Kommissionen und Gremien – in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“, der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der DDR-Diktatur, der Stiftung Archive der Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR, im Fachausschuss Kirchengeschichte der Evangelischen Kommission für Mittel- und Osteuropa. Die Liste seiner kirchengeschicht-